

# Des Lebens Fülle kosten Unterwegs zu schöpfungsverträglichen Lebensstilen

Michael Rosenberger

Die Herausforderungen, vor die uns die Nachhaltigkeitsforderung von Rio 1992 stellt, sind gewaltig, um nicht zu sagen: dramatisch. Nichts könnte das besser illustrieren als der Vergleich von versprochener und tatsächlicher Entwicklung: Während Österreich sich im Kyoto-Protokoll bis 2012 auf eine Reduktion der Treibhausgase um 13 Prozent gegenüber 1990 verpflichtet hat, sind diese im Zeitraum bis 2005 sogar um 19 Prozent angestiegen. Nicht nur, dass Österreich (wie viele andere Industrieländer) zu wenig reduziert, nein, es bewegt sich obendrein in die falsche Richtung und weist unter den EU-Ländern die größte Differenz zwischen Ist und Soll auf. Soll Kyoto noch erfüllt werden, braucht es in den letzten fünf Jahren bis 2012 in Österreich eine Reduktion der Treibhausgase um rund 30 Prozent.

Auch wenn ich persönlich nicht daran glaube, dass Österreich sein Versprechen wird einhalten können: Wie können wir bis zum Kyoto-Stichtag wenigstens die Trendwende schaffen? Wie kann mindestens Fahrt aufgenommen werden in Richtung einer wirksamen und stabilen Reduktion der klimaschädlichen Gase? Hier machen die einschlägigen Untersuchungen aller Fachleute eines sehr deutlich: Allein mittels technischer Effizienzsteigerungen, einzig über umweltfreundliche Technologien, ist selbst im Optimalfall ihrer schnellen und flächendeckenden Einführung keine nachhaltige Entwicklung erreichbar. Denn wir besitzen heute Autos, die weniger Sprit verbrauchen als zu Beginn der 80er Jahre. Aber weil wir weit mehr Wege per PKW zurücklegen, wird der Effizienzgewinn wieder zunichte gemacht. Wir haben heute energiesparende Kühlschränke und Gefriertruhen. Aber weil wir immer mehr und immer größere Geräte verwenden, nützt die schonen-

de Technologie nichts. Wir isolieren unsere Häuser weit besser als vor dreißig Jahren. Aber weil wir im Winter immer mehr immer größere Zimmer durchgehend beheizen, brauchen wir heute mehr Heizenergie als damals. Die gesamte gewonnene Effizienz wird durch unseren noch großzügigeren Lebensstil wieder aufgeessen.<sup>1</sup>

Die Botschaft ist also klar: Nachhaltigkeit bedarf einschneidender Lebensstilveränderungen. Theologisch würden wir sagen: Nachhaltigkeit bedarf der Umkehr.

### 1. Die Religionen als Lebensstil-Spezialistinnen

Diese Einsicht war den Vereinten Nationen schon bald nach Rio 1992 klar. Und so bat das damals entstandene Umweltprogramm UNEP schon wenig später die klassischen Lebensstilspezialistinnen um ihre Mithilfe: die Weltreligionen. Sie sollen ihr jahrtausendealtes spirituelles Potenzial zur Verfügung stellen, um die Herausforderung des Klimawandels in Köpfe, Herzen und Hände der Menschen zu bringen und sie zum Umdenken und Umkehren zu motivieren und anzuleiten. – Eine Riesenchance: Denn wo sind die Religionen in unserer säkularen Welt sonst noch gefragt? Hier haben sie etwas Überlebensnotwendiges beizutragen und merken oft noch gar nichts davon.

Fragen wir also: Was ist das spirituelle Potenzial des Christentums? Was kann unsere Überlieferung im Blick auf zukunftsfähige Lebensstile in der Industriegesellschaft beitragen? – In aller Kürze möchte ich sechs Grundhaltungen (Tugenden) nennen, die in diesem Zusammenhang große Bedeutung haben.<sup>2</sup> Anschließend werde ich zwei Wege nennen, wie sich Christ/innen diese Tugenden üblicherweise anzueignen versuchen.

---

1 Sehr informative Daten zu diesem Problem unter: [www.env-it.de/umweltdaten](http://www.env-it.de/umweltdaten).

2 Ausführlich dazu die Stichwortartikel in: Michael Rosenberger, Im Zeichen des Lebensbaums. Ein theologisches Lexikon der christlichen Schöpfungsspiritualität, Würzburg 2001.

### *1.1. Grundhaltungen im Blick auf die bedrohte Schöpfung*

*Ehrfurcht:* Die Ehrfurcht ist die Tugend schlechthin, wenn wir an die Ausübung religiöser Vollzüge denken. Der religiöse Mensch soll ehrfürchtig zurücktreten vor dem großen, gewaltigen und unbegreiflichen Gott. Ehrfurcht ist aber nicht nur vor dem Schöpfer geboten, sondern ebenso vor der Würde auch des winzigsten und unscheinbarsten seiner Geschöpfe und vor der unersetzlichen Kostbarkeit alles Geschaffenen. Ehrfurcht meint ein Staunen über das große Geheimnis in jedem Geschöpf – ein Zurücktreten vor dem Du des Mitgeschöpfs, um ihm Raum zu geben – ein tiefes Verantwortungsbewusstsein im Wissen darum, dass uns die Schöpfung nur geliehen ist – eine achtsame Vorsicht im Wissen um ihre Zerbrechlichkeit.

Den Ökonomen eines Klosters weist die Regel Benedikts an: „Alle Geräte und Güter des Klosters betrachte er wie heilige Altargefäße. Nichts halte er für gleichgültig.“ (RB 31) Genau das ist die Haltung der Ehrfurcht, die der Mensch gegenüber der gesamten Schöpfung einnehmen soll: Alles wie Kelch und Schale der Eucharistie behandeln.

*Dankbarkeit:* Auch die Grundhaltung der Eucharistie, der „Danksagung“, wie der Name wörtlich übersetzt heißt, gehört zu den Grundhaltungen einer Schöpfungsspiritualität. In der Eucharistie erinnern wir uns an die Wohltaten Gottes, des Schöpfers und Erlösers. Wir danken ihm für das Heil, das er allen Geschöpfen geschenkt hat. Wir erkennen: Es geht uns (insbesondere in den reichen Ländern) doch eigentlich sehr, sehr gut. Und weil das so ist, können wir unser Herz nicht verschließen für die Nöte der Schöpfung. Wir können gut und gerne manche Wünsche zurückstellen, damit die Biosphäre insgesamt überleben kann.

*Empathie:* In der „Einfühlung“, wie wir in der deutschen Sprache wohl am besten sagen müssten, versuchen wir zu

spüren und zu verstehen, was das andere Geschöpf bewegt. Natürlich gelingt das immer nur begrenzt: Keiner von uns weiß wirklich, wie es einem Schwein oder einem Huhn zumute ist. Aber durch Analogieschlüsse versuchen wir, uns in das Tier hineinzusetzen und seine Bedürfnisse, Ängste, Schmerzen usw. wahrzunehmen. Biblisch gesprochen ist das die Haltung der Barmherzigkeit: wie Gott, der den verlorenen Sohn voll Freude wieder aufnimmt (Lk 15,11–32), barmherzig sein (Lk 6,36) und sich der notleidenden Kreatur zuwenden wie dem Mann, der unter die Räuber gefallen ist (Lk 10,25–37). Jona 4,11 erwähnt ausdrücklich, dass Gott auch mit den Tieren Erbarmen hat – also ist das auch vom Menschen gefordert, wenn er Abbild Gottes sein will.

*Maßhaltung:* Wer sich in andere Geschöpfe einfühlt, kann deren Bedürfnisse nicht mehr einfach übergehen. Er wird vielmehr eigene und fremde Bedürfnisse miteinander vermitteln und eine ausgewogene, gerechte Balance zwischen ihnen herstellen. Maßhaltung als die griechische Tugend *par excellence* ist folglich die freie Selbstbegrenzung des eigenen Lebens, um es mit den Grenzen der Schöpfung (einschließlich den Grenzen der eigenen Geschöpflichkeit) in Einklang zu bringen und ein Zusammenleben aller Geschöpfe im Lebenshaus der Erde zu ermöglichen.

*Demut:* Ursprünglich meint Demut das Bewusstsein, aus Erde geschaffen zu sein und zum Staub der Erde zurückzukehren. So haben die Kirchenväter es jedenfalls aus dem lateinischen Begriff der „*humilitas*“ abgeleitet, indem sie diesen auf „*humus*“, Erde, zurückführten. Demut ist folglich ein „Leben aus dem in seinen geschenkten Grenzen wertvollen Dasein“ (Virt 1995, LThK 3,91), ein Ja zur Wirklichkeit, wie sie ist: begrenzt, zerbrechlich und gerade so unendlich wertvoll (weil jene Güter, die überreich vorhanden sind, keinen Wert haben, und nur jene, die knapp sind, wertvoll sein können). Die Demut erdet die Spiri-

tualität, holt sie auf den Boden der Tatsachen. Sie ist die geschöpfliche Tugend schlechthin: Wer um die eigene Sterblichkeit weiß, für den wird jeder Augenblick, jede Begegnung, jedes gute Wort eines Anderen unendlich wertvoll.

*Opferbereitschaft:* Ein Opfer ist ein Verzicht um etwas anderem willen, aus einem guten Grund. Das Opfer ist folglich kein Selbstzweck, wie das die Kirche allzu lange unheilvoll gelehrt hat, sondern dient einem Ziel: Dem Heilwerden der Schöpfung. Wenn das Opfer freilich in diesem Sinne interpretiert und gelebt wird, ist es die Sinnspitze der Maßhaltung: Weniger ist mehr! Ein kurzfristiger Verzicht zahlt sich langfristig aus – für den, der verzichtet, aber auch für andere Geschöpfe. So betrachtet ist das Opfern eine Grundlogik der Spiritualität aller Religionen. Es wird in Opferritualen symbolisch vollzogen, damit es auch existenziell gelebt werden kann. In diesem Sinne ist die Eucharistie ein Opfer: Wir lassen uns hinein nehmen in die Hingabe Jesu für Gottes ganze Schöpfung. Jesus hat der Schöpfung alles gegeben, sich selbst, und hat so die tiefste Erfüllung seines Lebens erfahren.

### *1.2. Modelle gelebter Schöpfungsspiritualität*

Sechs klassische, von Anfang an gepredigte und gelebte Grundhaltungen habe ich genannt, die in der christlichen Schöpfungsspiritualität von besonderer Bedeutung sind. Nun ist es freilich niemandem in die Wiege gelegt, diese Haltungen spontan und gleichsam natürlicherweise zu leben. Wir lernen sie vielmehr, indem wir sie einüben. Und dazu brauchen wir die Orientierung an Modellen („Ach, so geht das!“) und die Motivation durch Modelle („Das geht ja *wirklich!*“). Haltungen müssen sichtbar werden in konkreten Lebensgestalten, damit sie von anderen übernommen und kreativ in die eigene Lebenssituation übertragen werden können.

Solche Modelle besitzt die Kirche auf zwei Ebenen: Einerseits gibt es Einzelpersonen, die in besonderer Weise ihre Liebe und Verbundenheit mit der Schöpfung gelebt haben: einige große Heilige. Ich nenne selbstverständlich den hl. Franz von Assisi, dessen Schöpfungsmystik uns heute besonders fasziniert. Weniger augenscheinlich, aber für Wirtschaft und Landwirtschaft vermutlich viel richtungsweisender ist der hl. Benedikt von Nursia, der gleichsam für ein Unternehmen, nämlich die gewinnorientiert wirtschaftende Klostersgemeinschaft (RB 57) eine Regel entwirft, die von Anfang bis Ende den Geist nachhaltigen, behutsamen Wirtschaftens in der Schöpfung Gottes atmet.

Damit ist auch schon die zweite Ebene von kirchlichen Modellen angesprochen: Gemeinschaften, die solche exemplarische Vorbilder schöfungsverbundenen Lebens und Handelns sind. Wiederum kommt hier einigen Orden eine herausragende Rolle zu, und unter ihnen einigen Kommunitäten, die das entsprechende Charisma besonders intensiv realisieren. Unter den benediktinischen Kommunitäten denke ich z.B. an das Kloster Plankstetten bei Eichstätt, das seit Anfang der 90er Jahre versucht, mit ökologischer Landwirtschaft, regenerativen Energiequellen und regionaler Vermarktung ein nachhaltiges Leben und Wirtschaften zu realisieren. Zahlreiche weitere Klöster sind auf einem vergleichbaren Weg.

### *1.3. Allein hält niemand durch ...*

Schon die Erkenntnis des hl. Benedikt war es, dass ein spirituell gepflegtes Leben auf Dauer nur in Gemeinschaft durchgehalten werden kann. Die Koinobiten, die zusammenlebenden Mönche, seien die „stärkste Art“ (RB 1), sagt Benedikt, nicht die Anachoreten, die auf sich allein gestellt ein geistliches Leben versuchen. Wir Menschen sind bei allem guten Willen schwache, begrenzte Wesen und brauchen den gegenseitigen Halt, die wechselseitige Unterstützung, Zusammenarbeit und auch Kontrolle, wenn wir nur

annähernd jenen Lebensstil verwirklichen wollen, der uns als Ideal vor Augen steht. „Singles“ im Vollsinn des Wortes werden auf Dauer versagen. Sie verlassen ihre ursprünglichen Ideale, verlieren ihren anfänglichen Schwung und versinken im Mittelmaß.

Insofern braucht es den Kontakt und Zusammenschluss in kleinen (Familien-, Glaubens- oder Bibel-)Kreisen der Pfarrgemeinden, aber auch auf der Ebene der ganzen Pfarre durch die Einführung bestimmter Normen und Bräuche, ebenso in Bildungshäusern und anderen kirchlichen Einrichtungen. M.E. gehört es zu den größten Defiziten, dass wir unter den „normalen“ Christ/innen noch viel zu wenige solche Zusammenschlüsse haben, die sichtbar und mutig das Leben, was christliche Schöpfungsspiritualität ausmacht.

## 2. Beispiele der Lebensfülle: Mobilität und Ernährung

Wie aber könnte ein solcher Lebensstil aussehen? Und was könnte die Kirche dafür tun, damit er verbreitet gelebt wird?

Ich möchte mich auf zwei Felder beschränken, zwei Felder freilich, die zentrale und extrem repräsentative Bedeutung für die Nachhaltigkeit an sich und auch für den christlichen Lebensstil haben: Mobilität und Ernährung.

### 2.1. Ein neues Maß für Raum und Zeit (Mobilität)

Wenn wir nach zukunftsfähigen Lebensstilen fragen, kommt man um den Problembereich der Mobilität nicht herum. Im Gegenteil, es handelt sich um den Schlüsselbereich auf dem Weg zur Nachhaltigkeit. Denn während in den Bereichen Industrie, Haushalt und Energiewirtschaft in Österreich der CO<sub>2</sub>-Ausstoß zumindest nicht weiter anwächst, müssen wir im Verkehrsbereich immer noch ein stetiges und bemerkenswertes Anwachsen der Emissionen konstatieren (VCÖ 2005). Gegenwärtig ist der

Verkehr dabei, sogar die industriellen Emissionen zu überflügeln und auf Platz 1 der CO<sub>2</sub>-Quellen vorzustoßen. Solange dieser Trend nicht gewendet wird, ist an das Erreichen der österreichischen Kyoto-Ziele nicht im Traum zu denken. Und dabei machen von den PKW-Fahrten in Österreich bereits rund die Hälfte Freizeifahrten aus, sind also nicht unbedingt notwendig.

Ebenfalls rund die Hälfte aller PKW-Fahrten führen weniger als 5 km weit, könnten also mindestens im Flachland und bei gutem Wetter spielend mit dem Rad oder zu Fuß zurückgelegt werden (VCÖ). Weiterhin geht der Trend zur Single-Autofahrt – in Deutschland werden 75 Prozent aller PKW-Kilometer mit nur einer Person im Auto zurückgelegt, Tendenz weiter steigend (Umweltbundesamt Deutschland 1996). Schließlich ist unsere Konzentration des Verkehrs auf die Individualverkehrsmittel alles andere als effizient: Das Auto *steht* in Österreich durchschnittlich 23 Stunden am Tag. Es ist ein *Stehzeug*, kein Fahrzeug!

Der Trend unseres Verkehrswesens (auch im Transportgewerbe, das hier aus Zeitgründen nicht näher analysiert wird) geht also in eine völlig falsche Richtung. Warum? Wir dürfen gerade als Theolog/innen nicht übersehen, welche hohe symbolische Aufladung das Auto in unseren Breiten erfährt. Autofahren verbinden wir mit Freiheit, Wohlstand (Urlaub, Freizeit), Status (ein teures Auto ist wichtiger als z.B. qualitativ hochwertige Möbel, weil das Auto alle sehen), Abenteuer und Sportlichkeit (man denke an den gegenwärtigen Trend zum Offroad-Auto; es verwundert dann schon, wie viele Förster und Jäger es in Österreich geben soll, wenn man die entsprechenden Fahrzeuge zählt!), Männlichkeit (weshalb in der Werbung und auf Autoausstellungen meist dürrtügig bekleidete Frauen neben und auf dem Auto posieren).

Das Auto ist folglich ungeheuer stark im Selbstbild vieler Menschen (vorwiegend Männer, aber zunehmend auch Frauen) verankert: Das Auto zeigt, wer wir sind. Theolo-



gisch liegt der Vergleich mit dem goldenen Kalb nahe, das die Israeliten am Berg Sinai anbeteten (Ex 32).

All diese symbolischen Aufladungen des Autos wären nur halb so problematisch, wenn der PKW nicht so viele negative Nebenwirkungen mit sich brächte: gesundheitlich (Lärm, Abgase, Stress), ökologisch (Ressourcenverbrauch, Emissionen, Zerschneidung von Naturräumen) und ökonomisch (systemisch, d.h. volkswirtschaftlich betrachtet, ist das Autofahren ungeheuer teuer).<sup>3</sup>

Die Lösung besteht in einem Dreischritt: Verkehrsvermeidung (Nahversorgung, Stadt der kurzen Wege, elektronische Kommunikation etc.) vor Verkehrsverlagerung (Rad und Fußgehen statt Bus und Zug, Bus und Zug statt Auto, Mitfahren im Auto anderer statt alleine fahren) vor Verkehrsmittelverbesserung (leisere, sparsamere Autos). Etwas konkreter heißt das:

1. *Auto-Freiheit* nicht im Sinne absoluter Autolosigkeit, wohl aber im Sinne eines freien Umgangs mit dem goldenen Kalb, so dass Menschen freiwillig und gerne auf das Auto verzichten, wo immer es geht – das wäre das oberste Ziel. Es wäre echte Freiheit, und würde gerade die Versklavung aufbrechen, die uns oft genug an das Auto kettet!

2. *Nah-Verkehr* statt stetig wachsender Entfernungen: Nähe zum Arbeitsplatz, Nähe zu den Einkaufsmöglichkeiten und Versorgungseinrichtungen, relative „Nähe“ auch zum Urlaubsort (der nicht unbedingt um die nächste Ecke liegen muss, aber doch näher als es heute von der Werbung vorgegaukelt wird!). Ein neues Maß für Raum und Zeit täte uns gut und würde unser Erleben reicher machen, nicht ärmer.

---

3 Etwa 10 Prozent des BIP der EU-15-Länder, nämlich 1995 etwa 658 Mrd., müssen aufgewandt werden, um die sog. „externen Kosten“ des Straßenverkehrs zu bezahlen, Kosten also, die nicht der Verursacher selber trägt, sondern die Allgemeinheit, wie etwa Lärmschutz, Luftreinhaltung etc. – so INFRAS Zürich und IWW Karlsruhe 2000.

3. *Sich selbst bewegen* statt eine Maschine. Das ist gesund, schafft unmittelbaren Kontakt zur Umgebung, weil wir nicht in eine Kiste eingesperrt sind, reduziert so gleichzeitig unser Aggressionspotenzial und lässt uns den Weg erleben (Kinder, die ihren Schulweg per Rad oder zu Fuß zurücklegen, kennen ihn dreimal so gut wie Kinder, die per Auto gebracht werden – VCD 2004).

4. *Miteinander unterwegs sein* statt alleine: In öffentlichen Verkehrsmitteln können wir Bekannte und Freunde treffen, aber auch mit völlig Fremden ins Gespräch kommen, Kontakte schließen. Anders als das Individualverkehrsmittel ist der öffentliche Verkehr (und mit Abstrichen die Fahrgemeinschaft) enorm gemeinschaftsfördernd. Das schafft Räume zur Begegnung, die ansonsten ersatzlos wegfallen.

Was wäre die Verheißung Gottes, die mit einem solchen Lebensstil verbunden wäre? Zunächst einmal der „Segen der Langsamkeit“: Du brauchst nicht hetzen, du brauchst nicht jede Minute zählen und berechnen, du darfst dir für deine Wege Zeit nehmen! Alles hat seine Zeit (Koh 3), also lass dir Zeit. Lass dich nicht übertrieben stressen, sondern vertraue auf den Gott des Lebens, der sich um dich viel mehr kümmert als um die prächtig gekleideten Lilien auf dem Feld und die gut genährten Vögel des Himmels (Mt 6,24–34). Die gegenwärtige Ökonomisierung aller Lebensbereiche hat – ohne dass wir es merken – auch eine gefährliche Zeitökonomie hervorgebracht. Zeit ist Geld, und so meinen wir, das Benutzen des Zuges wäre inakzeptabel, selbst wenn er nur einige Minuten länger braucht als das Auto. Hier könnte uns ein neuer Umgang mit der Zeit befreien und aufatmen lassen.

Eingangs habe ich darauf hingewiesen, dass ein neuer Lebensstil den Rückhalt der Gemeinschaft braucht. Was könnte die Kirche an traditionellen Einrichtungen bieten, das einem neuen Maß für Raum und Zeit den Weg bereitet?

Ein erster wichtiger Impuls könnte entstehen, wenn das klassische Umkehren in der Fastenzeit neu interpretiert würde. Die Kirchen Österreichs versuchen seit 2006 mit der Aktion *Autofasten* diesen Weg zu gehen: Für einen überschaubaren Zeitraum üben Christ/innen alternative Verhaltensweisen im Verkehr. Dabei geht es nicht um einen Totalverzicht auf das Auto – oft wird ein solcher gar nicht möglich sein. Aber im Rahmen der eigenen Möglichkeiten auf öffentliche Verkehrsmittel oder gar auf das Fahrrad umzusteigen, kann in vieler Hinsicht wohl tun und innere Erneuerung an Leib und Seele bereiten.

Ein zweiter Impuls sind die klassischen Fußwallfahrten: Da legen Glaubende über Tage oder gar Wochen große Wegstrecken aus eigener Kraft zurück. Sie erfahren neu, was Entfernung heißt und wie wichtig es ist, nicht ungeduldig zu werden, sondern sich langsam dem Ziel zu nähern. Sie kommen innerlich erneuert und befreit am Ziel an und sind neue Menschen geworden. – Das gilt im Kleinen auch für den sonntäglichen Weg zur Kirche: Es tut Leib und Seele gut, ihn so oft wie möglich mit eigenen Leibeskräften zurückzulegen.

Über solche traditionellen Formen geistlicher Prägung des Lebensstils hinaus könnten kreative Aktionen der Pfarren weiterhelfen. So vermittelt z.B. die Pfarre St. Franziskus in Wels seit mehreren Jahren Möglichkeiten zum Car-Sharing, zum Teilen eines PKW durch mehrere Personen oder Familien. Außerdem hält sie ihre Parkplatzkapazitäten um die Kirche bewusst klein, belohnt dafür aber Menschen, die häufig mit dem Fahrrad zum Gottesdienst kommen, mit einem kleinen Präsent. Der Phantasie sind hier keine Grenzen gesetzt!

## 2.2. *Geschmack am Leben (Ernährung)*

Neben dem Mobilitätsproblem steht mit gleichem Gewicht die Frage nach der rechten Ernährung. Auch sie hat viele Facetten: Noch immer hungern weltweit rund 800 Mio.

Menschen, 2 Mrd. haben keinen Zugang zu sauberem Wasser. In den Industrieländern hingegen leiden rund 20 Prozent der Kinder an Fettleibigkeit, und 11 Prozent der Gesamtbevölkerung ist durch Übergewicht schwerwiegend gesundheitlich beeinträchtigt. Die Agrarindustrie der reichen Länder produziert Überschüsse, die in der EU durch mengenbezogene Subventionen induziert werden, nur um sie dann wieder kostenträchtig zu vernichten. Der enorme Fleischkonsum (je nach Rechnung brutto/netto zwischen 60 und 80 kg pro Kopf und Jahr) zwingt praktisch zur industriellen Massentierhaltung und zur Schlachtung am Fließband – unsägliches Tierleid ist dabei ebenso die Folge wie gigantische Importe von Futtermitteln, insbesondere Soja, aus Entwicklungsländern. Weil die Weltmarktpreise keine ausreichende Lebensgrundlage garantieren, werden europäische Landwirt/innen zu Almosenempfänger/innen degradiert, die am Tropf der öffentlichen Haushalte hängen (in der EU 2003 zu 37 Prozent ihrer Einkommen, so die OECD).

Auf der anderen Seite essen die Kund/innen möglichst schnell (bei McDonald's rechnet man mit einer optimalen Verweilzeit von 8 Minuten). Essen wird zur lästigen Unterbrechung von Dingen, die viel wichtiger sind – und billig.<sup>4</sup>

Das ethische Urteil fällt gnadenlos schlecht aus: Ein solcher Ernährungsstil ist weder ökonomisch nachhaltig, denn auf Dauer werden wir so keine einheimischen Landwirte mehr haben, mit Ausnahme der Nische Ökolandbau; noch sozial: wir ernähren uns auf Kosten der Menschen in den armen Ländern; noch tierethisch: von dem Leitbild artgerechter Tierhaltung sind wir weit entfernt; noch gesund-

---

<sup>4</sup> Je nach Rechnung – mit oder ohne Restaurantbesuche – geben die Österreicher/innen ca. 13 bis 17 Prozent ihres Einkommens für Lebensmittel aus; das Schnitzel im Supermarkt kostet schon bald nicht mehr als Hundefutter, so die provozierende Aussage der Vorsitzenden der deutschen Verbraucher/innenzentrale, Edda Müller, am 17.1.2003 angesichts der BSE-Krise.

heitlich: Billigprodukte können zwangsläufig nicht die Qualität von hochwertigen Nahrungsmitteln aufweisen, übermäßiger Fleischverzehr ist ebenfalls ungesund; noch ökologisch: industrielle Landwirtschaft betreibt Raubbau an den Ressourcen, sie zerstört Boden, Luft und Wasser und trägt erheblich zum Treibhauseffekt bei.

Die Lösung beim Einkauf lautet: regional – saisonal – fair – ökologisch. Regionale Produkte einkaufen, wo immer diese zur Verfügung stehen, und damit Umwelt zerstörende Transporte sparen. Es muss nicht der Apfel aus Neuseeland sein. Saisonal verfügbare Lebensmittel konsumieren. Im Winter braucht es keine Erdbeeren. Faire Preise zahlen – dem einheimischen Landwirt genauso wie dem Kaffeepflücker in Guatemala. Gute Ernährung darf uns etwas wert sein. Vorzugsweise Ökoprodukte kaufen. Auch wenn konventionelle Familienbetriebe wesentlich schonender produzieren als voll automatisierte Agrarindustrien, ist der Ökolandbau noch immer das Optimum des Landwirtschaftens.

In der Art des Essens brauchen wir eine neue Mahlkultur. Eine Kultur, die Zeit braucht<sup>5</sup>, gepflegtes Slow-Food schätzt statt hektisches Fast-Food. Die Essen als eine der wunderbarsten Tätigkeiten des Menschen betrachtet, als Genuss und Ort von Gemeinschaft, als Ausdruck von Trauer wie von Lebensfreude, von Alltag wie von Festen. Eine solche Mahlkultur kann durchaus fleischarm sein, sie braucht Fleisch nicht als Fetisch zu betrachten, der uns „Lebenskraft“ verleiht oder als Statussymbol unseres Wohlstands. Sie kann vielmehr die Vielfalt und den Geschmack pflanzlicher Speisen entdecken und vertiefen und wird mit viel weniger Fleisch auskommen als wir es gewohnt sind.

Jenen, die sich auf diese Weise auf den Weg zu einem alternativen Ernährungsstil machen, gilt die Verheißung,

---

5 Der Trend geht dorthin, sich Zeit zu nehmen: 1992 saßen die Deutschen täglich 81 Minuten am Essenstisch, 2002 102 Minuten (Ernährungsbericht 2004 der DGE).

die der Päpstliche Rat *Cor unum* in seiner Erklärung anlässlich der Konferenz der Welternährungsorganisation FAO so ausgedrückt hat: „Es wäre genug für alle da!“ Wer sich bewusst ernährt, ermöglicht den Hungernden, ihren Anteil an den grundlegenden Gütern dieser Erde zu bekommen. Um eine Kalorie Rindfleisch zu produzieren, werden 10 Kalorien pflanzliche Futtermittel verbraucht. Bis zu zehn Menschen könnten sich folglich pflanzlich ernähren, wo einer vorwiegend von Fleisch lebt. „Es wäre genug für alle da“, das ist die Einsicht des Glaubens an einen Messias, in dessen Gegenwart Arme und Reiche ihre mitgebrachte Nahrung teilen, wie es uns in den verschiedenen Varianten der Brotvermehrung geschildert wird (Mk 6,30–44). Und in der Tat: Nach Berechnungen der FAO würde die momentan vorhandene Menge an Lebensmitteln prinzipiell zur Ernährung aller Menschen dieser Erde reichen.

Das Essen ist nicht irgendein Vollzug des menschlichen Lebens, sondern ein Grundvollzug schlechthin. Das hat die Kirche immer gewusst: Und dass wir in diesem Vollzug mehr als anderswo unsere Abhängigkeit vom Schöpfer spüren, aber auch dessen Heilsverheißung an uns, war ebenfalls immer präsent. Deshalb die Betonung des Tischgebets. Deshalb im Vater unser eine eigene Bitte um das tägliche Brot. Deshalb das reiche Brauchtum rund um unsere Ernährung (Bittprozessionen, Flurgänge, Erntedank). Deshalb die Fastenzeit, um neu das Schmecken zu lernen. Deshalb die hohen Qualitäts- und Reinheitsstandards für Brot und Wein der Eucharistie, des Mahles, das die Mitte unseres Glaubens ist (ein Unikum unter den großen Weltreligionen und zudem ein vegetarisches Mahl).

Freilich gilt es, diese spirituellen Traditionen der Kirche zu pflegen und teilweise neu zu entdecken. Allzu viele dieser Bräuche drücken gegenwärtig eher eine Unkultur als eine Kultur christlichen Essens und Trinkens aus. Das Tischgebet wird auch in christlichen Familien immer seltener gepflegt. Das kirchliche Brauchtum rund um die

menschliche Ernährung wird allein den Landwirten zugeschoben und dort, wo es solche nicht oder kaum gibt, in entfremdender Weise umgedeutet: etwa, wenn das Erntedankfest zum Arbeitsdank wird – eine radikale Verdrehung der Tatsachen: Wir danken ja nicht den Bauern für ihre geleistete Arbeit, sondern dem, der ohne unser Zutun etwas wachsen lässt! Die Eucharistie wird ebenfalls zum Fast Food (länger als 45 min. soll sie auch am Sonntag nicht dauern; Hauptsache, es geht schnell!). Der Kommuniongang, noch immer selten unter beiderlei Gestalten gefeiert, ähnelt dem Abfertigen bei McDonald's mehr als dem festlichen Abendmahl Jesu mit seinen Jüngern. Und das Brot ist in vielen Kirchen kaum als Brot zu identifizieren. Wenn wir in der Kirche über Mahl-Kultur reden, so meine Schlussfolgerung, dann müssen wir bei uns selbst anfangen – bei dem Mahl, das die Mitte unseres Glaubens ausmacht.

### *2.3. Mobilität und Ernährung als Angelpunkte einer Trendumkehr*

Ein neues Maß für Raum und Zeit finden und das Leben neu schmecken lernen sind zwei Leitziele eines nachhaltigen Lebensstils. Dabei sind die beiden Sachbereiche Mobilität und Ernährung, auf die sie sich beziehen, keineswegs beliebige Beispiele. Vielmehr handelt es sich um die beiden zentralen Schlüsselbereiche, wenn wir zukunftsfähig leben wollen: Die Frage nach der verantwortbaren Mobilität ist das quantitative Schlüsselproblem, denn hier sind die Zuwächse an Ressourcenverbrauch und Emissionen am höchsten. Die Frage nach der guten Ernährung ist das qualitative Schlüsselproblem, da es die größte Vernetzungstiefe zu anderen Problemfeldern der Nachhaltigkeit aufweist: zur Frage des Wirtschaftens, der gerechten Entlohnung, den globalen Beziehungen, der Ökologie, der Gesundheit, dem Tierschutz. Selten verdichten sich so viele Aspekte in einem Thema so unmittelbar.

Zugleich stehen die beiden Themen auch untereinander (und natürlich mit allen anderen wesentlichen Bereichen der Nachhaltigkeit) in engem Kontakt. Gute Ernährung braucht ein neues Zeitmaß ebenso wie verantwortliche Mobilität. Regionale Ernährung bedeutet kürzere Transportwege und damit weniger Verkehr. Zugleich werden wir bessere ökonomische Bedingungen der heimischen Landwirtschaft nur dann erreichen, wenn der Warentransport über große Strecken verringert und damit der Konkurrenzdruck im globalen Wettbewerb gebremst wird.

#### 2.4. *Veränderte Rahmenbedingungen als Voraussetzung*

Freilich wird weder die Verkehrswende noch der Ernährungswandel allein durch moralische Appelle oder symbolische Signale der Kirche gelingen. Entscheidend für das Individualverhalten der Menschen ist es immer, dass entsprechende Rahmenbedingungen gegeben sind, die ein ethisch wünschenswertes Verhalten belohnen und ein unerwünschtes Verhalten „bestrafen“. Wenn Ökoprodukte bzw. umweltfreundliche Verkehrsmittel nicht *zugänglich* sind (weil der örtliche Wochenmarkt nicht mehr existiert oder die Ökobauern dort nicht anbieten oder weil es auf dem Land keine akzeptable Busverbindung gibt) oder nicht *erkennbar* (weil unter einem zu lax vergebenen Ökolabel falsche Lebensmittel firmieren oder der Benzinverbrauch eines Neuwagens bestenfalls im Kleingedruckten ausgewiesen wird) oder *im Vergleich nicht günstig* (weil die industrielle Landwirtschaft ihre ökologischen Schäden nicht selber bezahlen muss, der Ökobauer seine Mehrarbeit aber schon, und weil dem Verkehr ein Großteil seiner Kosten nicht aufgebürdet wird, insbesondere dem Flugverkehr), dann kann sich der Einzelne gar nicht oder jedenfalls nur schwer für das Gute entscheiden.

Die einschlägigen kirchlichen Dokumente fordern deshalb Strukturveränderungen hin zu einer ökosozialen Marktwirtschaft (besonders das Gemeinsame Wort von



EKD und Deutscher Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage 1997, Abs. 148). Im Klartext heißt das: Umweltschädliches muss teuer werden, Umweltfreundliches vergleichsweise billig. Durch die Einführung von Ökosteuern auf Umweltverbräuche (unter gleichzeitiger Entlastung der Lohnnebenkosten) und den Handel mit Zertifikaten auf klimarelevante Emissionen könnte diesem Ziel Rechnung getragen werden. Die Modelle liegen seit zwanzig Jahren auf dem Tisch, doch die Politik findet nicht den Mut, sie gegen populistische Scharfmacher einzuführen. In Wirklichkeit wäre dies erstens eine Wertfrage (wie viel Geld ist uns die Schöpfung wert?) und zweitens die Frage nach der Einheit von Spiritualität und Politik: Wer im gläubigen Blick auf die Wirklichkeit deren Bedrohung erkennt, muss das Erkannte in politisches Handeln übersetzen.

### 3. Einfach leben!

Wer die Parole „einfach leben“ hört, dem mag sie auf den ersten Blick wie eine strenge und finstere Mahnung zur Askese vorkommen, zum Verzicht, der keinen Gewinn bringt. Aber gerade so ist sie nicht gemeint. Die ökumenische Versammlung von Stuttgart formulierte deshalb 1988 am Schluss ihres Dokuments: „Lebensvorstellungen, die menschliches Glück allein binden wollen an immer mehr Besitz, Gebrauch und Genuss von Waren, werden dem christlichen Verständnis vom Menschen nicht gerecht. Die fortwährende Steigerung der Ansprüche auf materielle Güter hat zu einer Ziellosigkeit des Lebens geführt. Sie hindert den Menschen an der Entfaltung seiner Persönlichkeit ... Viele haben die Chancen des Verzichts neu entdeckt. Es geht nicht darum, allgemein anspruchsvoller zu leben, sondern anspruchsvoller zu werden im Blick auf die Vielfalt und Reichhaltigkeit unserer gesamten Umwelt.“

So gesehen könnte der Slogan „einfach leben“ einen neuen Klang bekommen. Die Betonung liegt nicht mehr

auf dem ersten Wort – *einfach* leben! – sondern auf dem zweiten: einfach *leben*! Und genau darum geht es uns Christ/innen: Um ein Leben in Fülle, die aus der Einfachheit wächst.

Literatur:

Michael Rosenberger, Im Zeichen des Lebensbaums. Ein theologisches Lexikon der christlichen Schöpfungspiritualität, Würzburg 2001.